
Robert Schindel

Mein liebster Feind

Essays, Reden, Miniaturen

edition suhrkamp

SV

edition suhrkamp 2359

»Wenn ich also den Blick wieder senke aus der Tiefe des Kaffeehauses hinein in die Enge der Zeitung, die ich da lese, geht alles seinen Gang. Ich mache sodann den Schluck vom kleinen Braunen und merke also doch, dass mich wer beobachtet. Ich drehe meinen Kopf und starre ihn an, meinen liebsten Feind, welcher mich aus dem Rokospiegel auf lächerliche Weise mustert.« Die Essays und Reden des Lyrikers und Romanciers Robert Schindel sind funkelnde, subjektive, biographische Texte über Literaten wie Tišma, Celan oder Jandl, über Geschichte und Gegenwart des Jüdischen und die Allgegenwart des Antisemitischen.

Immer wieder kommt Schindel auf seine eigenen Erfahrungen als Außenseiter, als »Judenjunge« mit »franzosenhaftem« Aussehen zurück, von denen her er die Welt und ihre Verhältnisse in den Blick nimmt. Mit wienerischem Charme gelingen ihm pointierte Einlassungen in die Welt, Standortbestimmungen aus dem Kaffeehaus, sprachmächtige Miniaturen.

Robert Schindel, geb. 1944 in Bad Hall, lebt in Wien. In der edition suhrkamp sind sechs Gedichtbände erschienen, sein Roman *Gebürtig* wurde in mehrere Sprachen übersetzt und jüngst verfilmt. Zuletzt erschien *Nervös der Meridian* (es 2317).

Robert Schindel
Mein liebster Feind

Essays, Reden, Miniaturen

Suhrkamp

*Für Georg Stefan Troller
und Lukas Stepanik*

2. Auflage 2015

Erste Auflage 2004

edition suhrkamp 2359

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2004

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Jung Crossmedia Publishing, Lahnau

Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-12359-1

Inhalt

I. SCHWEIGEND INS GESPRÄCH VERTIEFT

9

Mein liebster Feind

11

Schweigend ins Gespräch vertieft

Anmerkungen zu Geschichte und Gegenwart des jüdisch-nichtjüdischen Verhältnisses in den Täterländern

15

Mein Wien

23

Was man versetzt, kann man nicht verstehen

Randbemerkungen zum Nationalen in der Literatur

33

Und die Schweiz und

44

Ein doppelter Blick. Deutschland, von außen gesehen

47

Zeitpumpen

Rede zum Mörrike-Preis 2000

66

Jüdische Kultur unterwegs

74

Die Ringparabel 2003

78

Thomas oder die Furcht vor den Juden
Predigt im Dom zu Graz, Quasimodogeniti,
Anno Domini 2003

86

Grabrede für die Kinder vom Spiegelgrund

92

II. AUSSPARUNGEN

95

Schreibtechniken: Über das Geheimnis, über Aussparung
Eine Aussparung

97

Über Dressur und Verführung
Gedanken zu drei Objekten der Beatrice Stähli

104

Wien: Heldenplatz
Zum gleichnamigen Gedicht von Ernst Jandl

105

Im Zeitloch
Laudatio für Robert Menasse
zum Erich-Fried-Preis 2003

107

Offene Türen, zugeschmissene
Dreißig Jahre Wespennest

112

Notiz zu Gedichten

117

Die zwei Leben des Paul Celan

118

Rede auf Elisabeth Reichart

137

Der Gott des Überlebens

Zum Roman Kapo von Aleksandar Tišma

140

Glossar zum

österreichisch-deutsch-jüdischen Feingefühl

145

I.

Schweigend ins Gespräch vertieft

Mein liebster Feind

I.

Wenn ich den Blick hebe und über den falschen Marmor des Kaffeehaustisches in das Innere des Cafés blicke, indes mir das Mokkaaroma in die Nase kommt, beruhigt sich das Zeitgeschehen, welches ich soeben aus der Zeitung herausgelesen habe. Die Bilder des Irakkrieges bleiben in den Frackfalten des Zahlkellners hängen, die Schreie der Verwundeten prallen an der Espresso-maschine ab und verschwinden mit einem kaum hörbaren Zischen in den Doppelmokkas, welche der Ober sich anschickt, zu den Gästen zu tragen.

Ich weiß schon, es ist ein Hass in der Welt. Er wirkt in diesen Tagen ebenso wie zur Zeit meiner Geburt, er begleitet uns alle von Anbeginn. Damals sollte ich – sofern ich als Einjähriger dazu in der Lage gewesen wäre – die Nazis hassen; auch in der Rückschau müsste doch Hitler mein liebster Feind gewesen sein. Doch trotz des Spruchs von Jean-Luc Godard, Hitler hätte so einen traurigen Hundekopf, wollen mir die Wörter »liebster« und »Hitler« nicht so recht zueinander passen. Selbst der Hass auf den Inviertler Jahrtausendverbrecher scheint sich mehr aus Wortkringeln und Archivbildern zu speisen als aus der Herzensgrube. Trotz der Holocaustfamiliengeschichte wurden offenbar zu wenige Hassperlen in meine einst aufnahmefähigen Seelenfalten geträufelt, und aus Eigenem lässt sich seit Jahrzehnten ein authentischer Hass auf irgendwen schlecht generieren. Einen Feind besitzen, ohne ihn hassen zu müssen oder zu wollen, scheint mir lediglich ein Entwurfbesitz zu sein, eine Skizze entsteht da, gegen die tatsächliche Feinde allzu gewaltig wären.

Was für eine hasslahme Generation wächst da heraus aus dem Zentrum des Kaffeehauses? Sind die jeweiligen verdienten Mör-

der der Völker von Hitler und Stalin herauf zu Saddam und Co zu weit weg, obwohl sie doch auf vielfältige Weise in unser Leben eingreifen? Sind wir inmitten des wohlständigen Europa so stark in unsere eigene Individualität hineingewachsen, dass von da her der Hasssturm sich bloß wie ein fernes, kollektives Weltraunen anhört?

2.

Unsere Aufgabenstellung hier hat allerdings auch etwas Verräterisches. Als »meinen liebsten Feind« könnte man ja auch den unentbehrlichen meinen. Es gibt doch immer Leute, die an etwas schuld sind, damit ich mich beruhigen kann wegen der Zweifel, mit mir selbst sei etwas im Gange, das anderen Probleme mache. Selbstverständlich ist ein Sündenbock von Anfang bis Ende, von seinem stinkenden Atem bis zu seinem trenzenden Anus, das durchherrschende Ideal eines Lieblingsfeindes. Wie müsste ich, mit Selbstanklage angetan, meine wenig glänzenden Lebensserpentinaen entlangschleichen, wenn ich selber der Schuldige meiner etwas matten Lebensgestaltung wäre. Ein Ensemble aus Eltern und Lehrern, ein Chor unerreichter Lieben, ein Trupp selbstbezogener Vorgesetzter, und all das womöglich zusammengehalten von *einer* Person, die hernach schräg über meiner Lebensbahn hängt, ist wie gerufen und wird ja auch herbeigeht von den Katarakten der eigenen Ängste. Diese Person steht im Weg, stinkt aus dem Maul, schießt den Horizont zu.

In meiner Kindheit und Jugend bot sich gelegentlich die eine oder andere Figur als so ein liebster Feind an, doch bevor die sich gemütlich verfestigen konnte, schrumpfte sie bereits beim bloßen näheren Ansehen zur Skizze herab und taugte nicht mehr.

Ohne Sündenbock auszukommen sein Leben lang, das ist ein Kaffeehausleben. Eine luxurierte Existenz, ein kaschierter Indo-

lenzträger, gehe ich einher. Nicht Ekel, nicht Hass, womöglich auch keine Liebe durchpulst die Körpergedanken.

Doch schrie ich vor Wut einst und tu es noch. Weine länger als Minuten. Komme immer noch fast um vor Sehnsucht nach einem Wimpernschlag, wenn es mir eben passend vorkommt, wenn es halt sein muss, wenn die Stunde hier ist, da aus mir herausstöhnt, was sonst im Drinnen schweigt. Doch – gottlob – diese Hitzen und Kälten und auch die Tonlosigkeiten bekommen ihre Buchstabenhalterungen, sie wandern als Wörter ins Papiergebirg.

3.

Wenn ich also den Blick wieder senke aus der Tiefe des Kaffeehauses hinein in die Enge der Zeitung, die ich da lese, geht alles seinen Gang. Ich mache sodann den Schluck vom kleinen Braunen und merke also doch, dass mich wer beobachtet. Ich drehe meinen Kopf und starre ihn an, meinen liebsten Feind, welcher mich aus dem Rokospiegel auf lächerliche Weise mustert.

Der da also ist es, der den jungen Tag, in welchem ich mich der Welt öffne, mit Müdigkeit füllt. Der da rennt vor allem davon, dem ich mich annähern möchte. Er biegt mir mein granitenes Nein in das Zahnschmelz zerbröselnde Ja um. Der da lässt mich stets erscheinen, da ich doch sein will, das heißt, wie soeben zu bemerken ist, er diktiert mir in mein Schreiben hinein, denn ich wollte doch grade noch ausdrücken: Er lässt mich sein, da ich doch stets erscheinen bloß mag.

Kurzum, ich bin mir wahrlich mein liebster Feind. Sogar als Sündenbock mit Rosenatem lässt er mich vierzig Jahre lang täglich vierzig Zigaretten rauchen, kübelt mich mit billigem Wein zu, verschiebt alle Termine, auf die ich eine Existenz gründen könnte. Als ich meiner Liebsten auf Punkt und Komma *ich liebe dich* sagen wollte, weil aus ihrem Leib, ihren Gedanken, ihrem

Duft und ihrem Wimpernschlag durchaus mein Universum zusammengesetzt war, hörte ich mich: *Adieu, machs gut* sagen, und ich trug mich fort ins Geviert meiner Individualität, die aus mir kommt und zu mir geht.

Der ist schuld an meiner Manie, aus jedem Gefühl ein Wort zu machen und aus jedem Wort ein Gefühl bei anderen zu erzeugen. Ecce, da ist er, mein liebster Feind.

So drehe ich mich wieder weg vom Rokospiegel, schaue in die Tiefe des Kaffeehauses mit verdrossenem Gesicht. Der Ober nähert sich.

»Noch einen kleinen Braunen, Herr Schindel?«

»Nein, wieso?«

»Ach so, ich dachte... Sie haben doch zu mir herübergelächelt.«

»Also gut. Noch einen Braunen.«

Schweigend ins Gespräch vertieft

Anmerkungen zu Geschichte und Gegenwart des jüdisch-nichtjüdischen Verhältnisses in den Tägerländern

I.

Ich sitze nicht im Café Prückel in vertrauter Umgebung unterm Denkmal des Hitlerlehrers und christlich-sozialen Bürgermeisters Karl Lueger, lese dort nicht meine Zeitungen und treffe meine Leute, sondern ich hocke in einem Haus im Waldviertel, das mir zur Verfügung gestellt wurde, und blicke durch Birken hindurch auf einen Teich. Das Haus liegt außerhalb der Ortschaft Brand, und da bin ich, ein wienerisch-jüdischer Schriftsteller mit prononciertem Aussehen, am Ende des Jahrhunderts in der nördlichsten Region des Landes Österreich inmitten des Wurzelwerks, im Schatten der Fichten und Föhren, umtanzt von den Pilzen der Saison.

Seit damals gibt es keine Juden im Waldviertel. Vor der Vernichtung waren auch nicht besonders viele hier, ein paar in Gmünd, in Schrems, in Waidhofen/Thaya...

Da bin ich, und ich gehe unter den Leuten herum, als wäre nichts. Ich sehe für sie aus wie ein Wiener, der ein Landhaus bewohnt. Das Waldviertel ist durchzogen von Künstlern aus Wien, die hier ihre Datschen haben.

Was soll sein?

2.

Das nichtjüdisch-jüdische Verhältnis hierorts war stets ein Täuschungsverhältnis, eine einseitige Gemeinheit, eine Perfidie, ein Skandal, ein Verbrechen; niemals symbiotisch, nie freundschaft-

lich, zu keiner Zeit egalitär, es war miserabel. Den Eigenbeitrag der Juden, sofern es einen solchen überhaupt gab, hat Hannah Arendt in den »Elementen des Antisemitismus« beschrieben. Ein erzwungenes zwar, aber doch ein Naheverhältnis zu den Herrschenden (von den Hofjuden), ein unpolitisches Verhalten durch die Jahrhunderte hindurch. Dazu kam der brennende Ehrgeiz in den Zeiten der Emanzipation. Der Vater noch Schuster, der Sohn schon Rechtsanwalt, sobald die Juden es werden durften. Die Haskala riss die Söhne aus dem Shtetl heraus und hinein in die Residenz oder nach Berlin, endlich ein Aufstieg, und was für eine Energie, wenn wir die Blicke von der Thora hochheben können, um sie in andere Bücher zu versenken. Hin zum Volk Schillers und Goethes, schon stehen die Klassiker in Rindsleder gebunden in der Bibliothek. »Sprich Datsch«, fährt der Vater das Kind an, falls es noch einen jiddischen Ausdruck verwendet. Und ab mit den Peies, weg mit dem Kaftan, Deutscher *lomir* sein unter Deutschen, Wiener unter Wienern, Karriere, Geschäft, Wissenschaft, Kunst, man darf.

Sicherheitshalber noch ein Gelaufe – eine Heuchelei zwar –, aber wenn die christlichen Staaten auf dem Taufschein bestehen. Doch vergebens das Gelaufe. Nutzt nichts. Schon zeitgleich mit der Emanzipation erfolgt eine Marranisierung der Juden. Auch hierzulande existiert bis heute das Marranenproblem, aber umgekehrt: Nicht die getauften Juden hängen heimlich wie einst in Spanien weiter dem Judentum an, sondern den zumeist religiös desinteressierten Getauften wurde das Judentum bis in die Ewigkeit umgehängt, bald schon war die jüdische Rasse erfunden.

Dennoch ging Emanzipation für viele in Assimilation über. Die echten Österreicher mit dem jüdischen Gesicht gehen bluten fürs Vaterland, so auch in Deutschland. Man lachte und sagte: Unsere Kohnnationalen. Kaum mit dem Eisernen Kreuz heimgekehrt, hörten sie: »Erschlagt den Walter Rathenau, die gottverdammte Judensau.«

Mein Großvater Salomon Schindel kam aus dem Weltkrieg zu-

rück nach Wien. Da war er einundfünfzig Jahre und bekam bis zu seiner Deportation keine Arbeit mehr. Vorher war er ein glücklicher Buchhalter gewesen. Die beiden Söhne aber studierten Medizin. Zwar bekam der Erstgeborene Hirnfieber – man nannte dies neuerdings Schizophrenie –, doch der Zweite wurde Arzt. Das jüngste Schwesterchen lief zuerst aus dem Gymnasium in die Gärtnerei, von dort in den Kommunistischen Jugendverband – und tauchte ab in der Weltrevolution. Sie war nicht die Einzige. Ich, ihr Sohn, muss später den Weg in die umgekehrte Richtung gehen.

Doch ansonsten, was für ein Gehocke in der Ersten Republik in Österreich, in der Weimarer draußen. Die Augen entweder in die Ferne gerichtet oder auf den Boden, die Ohren mit semipermeablen Membranen, man hörte, was einem passte. Geprasselte Beleidigungen gegen die Juden wurden von denen mit unverschämter Gelassenheit hingenommen.

Einige Rezepturen in den jüdischen Familien: Es wird nicht so heiß gegessen. Lass die Gojim krakeelen, bellende Hunde beißen nicht. Trag die Nase nicht so hoch, willst du Risches machen? Dräng dich nicht vor, fall nicht auf mit deiner Nus, es gibt schon genug Antisemiten. Halte dich an die deinen, sei höflich, aber unverbindlich, wir sind denen nix schuldig, sie uns. Was?! Schlagen willst du dich? Schlagen ist nicht jüdisch.

Aber auch: Was gehst du dich hinsetzen und Karten spielen mit Leuten, die sich mit dir hinsetzen Karten spielen? Ein Ringer will er werden. A Jud gehört ins Kaffeehaus. Nach Palästina auswandern wegen der Gojim hier? Auf einem Pferd sitzen? Meschugge. Eine jüdische, schlagende Studentenverbindung? Musst du den Christen alles nachmachen? Nicht satisfaktionswürdig bist du? Recht geschieht dir. Beim Wiener Sportklub haben sie einen Arierparagraphen eingeführt? Liebes Kind, wo du hinspuckst, gibts Arierparagraphen. Sie werden sie wieder abschaffen. Ewig ist bloß der Allmächtige. Ein Kommunist bist du, ein Weltverbesserer? Kein Wunder, wenn sie dich einen Saujuden nennen.

Ein christliches Mädchen willst du nehmen? Großartig, dann ist er in der eignen Familie der Itzig. In einen Goi hast du dich verliebt? Er wird seinen eigenen Sohn Judenbankert nennen.

Und all das geschah.

3.

Schließlich wurde das Verhältnis tödlich für den einen Teil, wie bekannt. Ahnungslose Fiaker und Wienerliedsänger wurden verhaftet, in Viehwaggons verladen und im Osten durch den Schornstein geblasen. Katholische Nonnen holten sie aus belgischen Klöstern und vergasteten sie in Auschwitz-Birkenau, weil sie als Jüdinnen auf die Welt gekommen waren. Salomon Schindel wurde nebst schizophreinem Erstgeborenem fünfundsechzigjährig quer durch Europa gefahren, damit man ihm und Georg im Rumbulawald zu Riga in den Bauch schießt.

Vor dem Krieg gab es nicht ein Judentum, sondern viele Judentümer. Dass aber das verrückteste, abseitigste unter diesen Judentümern, der Zionismus, eine kleine Minderheit in West- und Mitteleuropa, historisch Recht behält – also die Meschuggenen, welche sich lieber in irgendeiner Wüste oder Sumpflandschaft auf ein Pferd setzen oder sich mit Arabern prügeln, als hier Advokat, Arzt oder Tuchhändler, Tonkünstler oder Hausierer mit Geschäftsgründungsmöglichkeiten zu sein –, das konnte in die meisten Köpfe überhaupt nur deshalb je hinein, weil das die einzigen Überlebenden waren, die rechtzeitig Weggegangenen. Ausgerechnet das Volk von Schiller und Goethe unterstützt oder nimmt billigend in Kauf, was alsdann mit denen geschah, die sich als Deutsche, als Österreicher, als Assimilierte fühlten. Der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens konnte die Zeichen der Zeit nicht erkennen, so verliebt waren sie alle in Deutschland, so dass sie der weitsichtige Kurt Tucholsky umbenannte in Centralverein deutscher Staatsjuden bürgerlichen Glaubens.

Georg Stefan Troller, noch Schüler und schon Verjagter, schrieb die Drehbücher zu Axel Cortis Emigrantentrilogie *Wohin und zurück*, und in einer Szene heißt es wie folgt:

Die Verjagten sitzen als feindliche Ausländer in einem nordfranzösischen Internierungslager, darunter auch ein nichtjüdischer deutscher Antifaschist, Fritz von Gandersheim, genannt Ghandi. Er fragt den jungen Juden Ferry Tobler: »Woher die Liebe zu denen, die euch rausgeschmissen haben?« Tobler: »Weiß nicht. Seit ich weg bin, kann ich nichts mehr spüren. Als wär ich von allen Gefühlen abgeschnitten.« Ghandi: »Stachel-drahtgespräche. Ach, wir Deutsche sind irgendwie Gottsucher, die nicht an Gott glauben können. Daher kommt das alles, die schöne Musik und der ganze Mief.«

Nicht bloß der brennende Ehrgeiz, etwas zu werden, auch die brennende Liebe zu den nichtjüdischen Deutschen und Wienern, diese Einseitigkeit im Verhältnis war schauderhaft: Während viele deutsche Juden deutscher waren als die Deutschen, denn sie waren ja Deutsche, sinnierten die »wahren« Deutschen darüber nach, wie sie sich jener entledigen könnten.

Wie man es dreht und wendet: Die Shoah geht in einen normalen menschlichen Schädel einfach nicht hinein.

4.

Nach der Katastrophe war das Schweigen notorisch. Die Männer kamen aus dem Krieg, die Frauen saßen in den Ruinen, die Juden waren verschwunden.

Dann erschienen vom Westen her einige in alliierten Uniformen, typisch. Andere, aus Leichenhaufen herausgezogen oder sonstwie überlebend, irrten auf der Suche nach irgendwas durch den jungen Frieden.

Weder die Deutschen noch die Österreicher hatten die verjagten Juden nach dem Krieg zurückgerufen, wozu auch? In Wien